
Juri Andruchowytsch

Engel und Dämonen

der Peripherie

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2513

»Ein bißchen Sisyphos, ein bißchen Sacher-Masoch« lautet die Selbstbeschreibung des bekanntesten ukrainischen Schriftstellers im Jahr 2007. Die »orange Revolution« liegt weit zurück, fast alle Hoffnungen sind begraben, »fangen wir wieder von vorn an« ... Bei den frühen, prägenden Lektüren, Hesse, Bennis und Lina Kostenko, bei den Happenings von Bu-Ba-Bu. In Essays und Notizen aus den letzten Jahren setzt Andrucho-wytsch die literarischen und geopoetischen Erkundungen des *Letzten Territoriums* (2003; es 2446) fort, etwa mit dem Nachruf auf den Zug 76, der einst die Ostsee mit dem Schwarzen Meer verband. Provokant und seiner Gegenwart stets ein Stück voraus konfrontiert er uns mit der Frage, wo die Ukraine eigentlich liegt: im Schatten Rußlands oder in einer »Grauzone guter Nachbarschaft«, die Europa ihr gewährt.

Juri Andruchowytsh, geboren 1960 in Iwano-Frankiwsk. Zuletzt erschienen die Romane *Zwölf Ringe* (2005; st 3840) und *Moscoviada* 2006.



Foto: Isolde Ohlbaum

Juri Andruchowytsch
Engel und Dämonen
der Peripherie

Essays

Aus dem Ukrainischen von
Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Dyjavol' chovajet'sja v syri 2006 im Verlag Krytyka in Kiew.
Der Autor hat für die deutsche Ausgabe
eine eigene Auswahl getroffen.

edition suhrkamp 2513

Erste Auflage 2007

© Juri Andruchowytsch 2006

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12513-7

1 2 3 4 5 6 – 12 11 10 09 08 07

Statt eines Prologs

Brennende Fragen

Die Rückreise von Düsseldorf nach Berlin trat ich am Samstag vormittag an. Der Abflug verzögerte sich um ca. vierzig Minuten, weil das Flugzeug in Nizza aufgehalten worden war. Das erfuhr ich von dem Flughafenmitarbeiter, der mein Gepäck registrierte. Irgendwie paßte das schlecht zu meiner Vorstellung von Geographie. Wieso Nizza, welches Nizza, was hat Nizza hier zu suchen? Schließlich beschloß ich, daß mir die mysteriöse Flugroute egal sei, und begab mich gemächlich zum Gate B79, wie auf meiner Bordkarte ausgewiesen. Dort fand ich mich unter lauter Franzosen und stutzte erneut: Warum fliegen so viele Franzosen von Düsseldorf nach Berlin? Wären es Japaner, ich würde mich nicht weiter wundern, Japaner fliegen immer in großen Schwärmen. Aber Franzosen? Und warum nur Franzosen? Was zum Teufel haben so viele Franzosen in Berlin verloren? Und was zum Teufel haben sie bis jetzt in Düsseldorf gemacht?

Natürlich fand ich auf keine dieser brennenden Fragen eine Antwort. Hingegen gelang es mir, mich in mein Buch zu vertiefen – es war das *Hohe Schloß* von Stanisław Lem, die unglaublich packenden Erinnerungen des alten Meisters an seine Jugend im Lemberg der dreißiger Jahre. Ich ließ mich mitreißen. Als ich von meinem Buch aufsaß, waren die Franzosen verschwunden. Sie hatten ein anderes Flugzeug erwartet – das nach Paris. In all dem lag also doch eine gewisse Logik, erkannte ich erleichtert. Aber trotzdem:

wann würde endlich das Berliner Flugzeug bereitgestellt, und warum war ich der einzige, der darauf wartete? Warum will außer mir niemand nach Berlin?

Auf der Toilette hörte ich plötzlich aus dem Lautsprecher meinen Namen, konnte den Zusammenhang aber nicht verstehen. Zum Glück wurde die Durchsage gleich darauf wiederholt: »Achtung, letzter Aufruf für die Passagiere Andruchowytsch und Muschynski, gebucht nach Berlin. Bitte begeben Sie sich unverzüglich zu Gate 71.« Ich stieß einen dreckigen Fluch aus und raste zu Gate 71, wo mich ein skeptisch dreinblickender Kerl arabischen Aussehens mit dem Wort »zu spät« empfing. Ich zeigte ihm auf der Bordkarte das fettgedruckte B79. »Aber wir haben hundertmal durchgesagt – B79 statt B71«, schnappte er. Und fragte, als er mich zum Flugzeug passieren ließ: »Wo ist Muschynski?« – »Soll ich sein Hüter sein?« antwortete ich mit einer Gegenfrage. Aber als Angehöriger der islamischen Kultur konnte er meine Anspielung nicht verstehen und brauchte es auch nicht.

Als ich eine gute Stunde später in Berlin Tegel auf mein Gepäck wartete, bemerkte ich ein Dutzend Polizisten, die am Ausgang bereitstanden. Von Zeit zu Zeit stoppten sie einen zufälligen Passagier aus meinem Flugzeug und kontrollierten Gepäck und Papiere. Ich wunderte mich über die Kontrollen auf innerdeutschen Flügen, die bisher nicht üblich gewesen waren, und bedauerte den Niedergang der Demokratie in diesem Land.

Ich nahm meine Tasche vom Band und ging schicksalsergeben durch die Reihen der Polizisten. Keiner hielt mich auf. Ich sehe alles andere als arabisch aus.

Am selben Abend erfuhr ich im Internet allerhand Neues

über brennende Autos im nächtlichen Paris. Alles deutete darauf hin, daß im Nachbarland ein Bürgerkrieg ausgebrochen war. Gut, daß ich nicht aus Versehen mit den Froschfressern nach Paris geflogen war. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich Verständnis für die Präventivmaßnahmen der Polizei am Flughafen Tegel.

Tags darauf las ich auf einer russischen Internetseite einen Kommentar zu den Pariser Unruhen. Nicht ohne stille Schadenfreude konstatierte der Autor den endgültigen Zusammenbruch der »Multikulturalismus« genannten liberalen Konzeption. »Vor unseren Augen«, schrieb er, »bricht eine weitere große Illusion in sich zusammen.« Ich zeigte ihm meinen Mittelfinger. Natürlich, Freundchen, ihr in Moskau hättet diesen ganzen *Schwarzärschen* schon lange gezeigt, was Sache ist. Und dabei auch gleich ein paar Hundert eurer eigenen Leute abgestochen.

Am Montag verkündete mein geliebtes »Jazz-Radio« in seinen neuesten apokalyptischen Nachrichten, vergangene Nacht hätten Unbekannte in Moabit fünf Autos in Brand gesteckt. »Nach den Erkenntnissen der Polizei«, versicherte die Sprecherin, »besteht kein Zusammenhang mit den Unruhen in Paris und anderen französischen Städten.«

Ich zeigte dem fernen und unsichtbaren russischen Kolumnisten noch einmal meinen Mittelfinger. Hörst du? Kein Zusammenhang! Kapiert?

What language are you from?

Aus dem ungeschriebenen Buch »Europas Grenzen«

I

Manchmal glaube ich genau zu wissen, warum es Grenzen gibt.

Versetzen wir uns ganz weit weg von dem Ort, wo ich jetzt diese Zeilen schreibe – nicht so sehr räumlich als zeitlich. Stellen wir uns das Jahr 1980 vor, das Sowjetimperium in seiner (wie es ihm selbst damals schien) Blütezeit, und uns fünf Studenten, zwei Jungs und drei Mädchen. In jenem Sommer absolvierten wir unser studentisches Praktikum in Uschgorod, der westlichsten Stadt des Imperiums, die von Nordosten, das heißt von Moskau und Kiew aus, *hinter* den Karpaten liegt. Beide Hauptstädte waren in diesem Sommer verbotenes Territorium für uns, in Kürze würde die Olympiade beginnen, und Studenten waren wegen möglicher Kontakte mit Ausländern nicht erwünscht.

Deshalb kamen wir zum Praktikum nach Uschgorod, was ein origineller geographischer Scherz war: Um uns vor dem Westen zu schützen, schickte uns die heimische Staatsmacht in den westlichsten Zipfel, ganz in die Nähe der mitteleuropäischen Landschaften mit ihren Weinbergen, Rathaustürmen und Flüssen voll grünlichen Wassers. Uschgorod war eine Stadt *an der Grenze*, ähnelte aber gleichzeitig einer Stadt *hinter der Grenze*, einer ausländischen Stadt also, wo die ambivalente kulturelle Mischung Transkarpa-

tiens sich nicht nur errahnen ließ, sondern offen zutage trat. Der sowjetische Verputz konnte sie nicht verdecken.

In Uschgorod verkehrte der Autobus Nr. 5 (ich erinnere mich genau). Wenn wir Lust hatten zu träumen, dann fuhren wir vom Stadtzentrum bis zur Endstation. Endstation war »Staatsgrenze der UdSSR«. So etwas hatten wir noch nie erlebt: eine städtische Buslinie, die direkt an der Grenzlinie endet, am äußersten Rand des riesigen Imperiums – »eines Sechstels der Erdoberfläche«.

Wir stiegen aus dem Bus und folgten noch ein kleines Stück der Landstraße. Zu beiden Seiten war lichter Wald, nur hätte man ihn kaum durchqueren können. Zweifellos war er irgendwo dort, an unsichtbaren Orten seiner Verdichtung, umgepflügt und von Stacheldraht geteilt. Um uns herum zirpten die Grashüpfer, aber es war unmöglich festzustellen, auf wessen Seite sie zirpten. Genausowenig hätten wir sagen können, wessen Stechmücken an unseren verschwitzten Hemden klebten. Vor uns befanden sich der Schlagbaum und ein sowjetischer Grenzer, der vor diesem Schlagbaum auf und ab ging, von einer Seite der Landstraße zur anderen. Etwa zehn Meter von ihm entfernt blieben wir stehen. Manchmal sprachen wir ihn auch an, gaben ihm zwei oder drei Zigaretten. Wir wußten, daß er uns nichts tun würde, denn wir hatten ja gleich drei Mädchen dabei. Es war jedesmal ein anderer Soldat. Aber alle wollten sie den Mädchen gefallen.

Hinter dem Schlagbaum ging die Landstraße weiter, der Wald aber verwandelte sich dort in Felder, und dahinter konnte man erste Gebäude erkennen, Gärten und einen Turm, vielleicht ein Rathaus oder eine katholische Kirche. Auch wenn wir es kaum glauben konnten – das war die

Tschechoslowakei. Ein freies westeuropäisches Land. Wir beschirmten unsere Augen mit der Hand, schauten und stellten uns vor, eines Tages würden wir vielleicht sogar Prag erspähen.

Nein, wir waren keine Idioten oder Außerirdische, wir wußten sehr wohl, daß auch bei ihnen »entwickelter Sozialismus« herrschte, wir wußten Bescheid über die Panzer auf ihren Straßen im Jahr 1968 – und wir waren auf ihrer Seite, nicht auf der der Panzer. Aber die Nähe dieser unsichtbaren Linie, einer Trennlinie, die absolut nicht überschritten werden konnte (der Soldat hätte auf jeden Fall das Feuer eröffnet, so sehr er unseren Mädchen auch gefallen wollte), und die in der aufgeheizten, flimmernden Luft verwaschene und unklare Aussicht erzeugten einen besonderen Effekt der Erreichbarkeit des Unerreichbaren. Oder vielleicht umgekehrt – der Unerreichbarkeit des Erreichbaren?

Seitdem glaube ich zu wissen, warum es Grenzen gibt.

2

Die Chronik meiner Beziehung zu Grenz- und Zollbeamten verschiedener Länder umfaßt heute gut ein Dutzend Vorfälle. Und das, obwohl ich niemals versucht habe, die Grenze ohne Paß oder Visum zu überschreiten und auch keine unerlaubten Mengen Alkohol, Zigaretten oder sonstige »heiße Ware« im Gepäck hatte. Nur einmal, damals, ein paar verbotene Bücher. Das ist ja gerade das Besondere an ihren Spezialdiensten: Selbst wenn ich mich vollkommen gesetzestreu verhielt, ließen sie sich immer neue bürokratische Spitzfindigkeiten einfallen. Vor fünf Jahren stand

ich kurz davor, ein Buch darüber zu schreiben – eine Anthologie meiner Grenzkomödien und -dramen, und es dem Vereinten Europa zu widmen, dem zukünftigen Europa ohne Grenzen.

In diesem Buch wäre zum Beispiel Platz für jenen an Schwejk erinnernden tschechischen Grenzbeamten gewesen, der mir, nachdem er meinen damals noch mit Hammer und Sichel bewehrten Paß kontrolliert hatte, (im Jahr 1996!) plötzlich die sowjetische Hymne anstimmte. Auch einige Polen, Slowaken, Russen und sogar Weißrussen fänden sich in dieser Sammlung; das Problem besteht nur darin, wie all das beschreiben. Deutsche wären wohl eher nicht dabei – sie haben sich immer außergewöhnlich korrekt verhalten, ungeachtet der Schäferhunde, die entsprechende historische Kommentare »unserer« Mitbürger provozierten. Was übrigens »unsere« Grenzer betrifft, so fragten sie mich eigentlich nur nach zweierlei: Ikonen und Drogen. Daraus schließe ich, daß mein Äußeres gerade in diesen beiden, schwer miteinander in Einklang zu bringenden Bereichen Verdacht erregt. Außerdem werde ich fast immer nach meinem Beruf gefragt, worauf ich vage »Journalist« antworte, denn es ist schwer, eine Antwort wie »ich arbeite als Schriftsteller« ernst zu nehmen. Einmal wollte eine Dame vom ukrainischen Zoll den Zweck meiner Reise nach Warschau erfahren. Ich antwortete wahrheitsgemäß, ich sei unterwegs zu einer Konferenz. »Und was ist das Thema dieser Konferenz?« ließ sie nicht locker. »Nostalgie«, antwortete ich. Die Dame überlegte einen Moment, dann forderte sie: »Gepäck zur Kontrolle!« Und durchwühlte meinen Koffer, wobei sie, wie es so schön heißt, das Unterste zuoberst kehrte. Vielleicht auf der Suche nach jener Nostalgie?

3

Am 4. Oktober 2003 konnte ich meiner Sammlung eine weitere Grenz-Episode hinzufügen. Aus München kommend landete ich mit einem winzigen Flugzeug, das mich an eine alte AN-2 erinnerte, wie sie in der Sowjetunion in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, auf dem Flughafen der polnischen Stadt Wrocław. Dort wurde ich aufgehalten, weil ich Staatsbürger der Ukraine war. Ich weiß nicht, ob dies als Grund ausreicht, um so weniger, als ich in meinem Paß eines der erst vor drei Tagen eingeführten polnischen Visa hatte. Wie sich aber herausstellte, war der 1. Oktober 2003 nicht nur der Tag, an dem man die Visumpflicht einführte. Er wurde zum Tag, an dem für uns das rote Licht aufleuchtete. Nachdem man eine Viertelstunde lang meinen jetzt schon von einem Dreizack gezierten Paß studiert, durchgeblättert, durchleuchtet und abgeklopft hatte, bat man mich, aus der Schlange herauszutreten, um die legalen Passagiere nicht unnötig aufzuhalten. Ich fühlte mich wie ein endlich gefaßter international gesuchter Terrorist, stand abseits, knirschte mit den Zähnen und kratzte mit den Fingernägeln am frisch gestrichenen Eisernen Vorhang. Stellen Sie sich vor, man hätte Sie lange und nachdrücklich eingeladen, genauso lange hätten Sie abgewehrt, denn es paßte nicht in Ihre Pläne. Nachdem Sie nun endlich dem Bitten nachgegeben und aus reiner Höflichkeit die Einladung angenommen haben, steht ein Bediensteter auf der Schwelle und erklärt, daß Sie keinen Zutritt haben. In Banditensprache heißt das »neppen«. Das trifft es wohl ganz gut.